

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 39 [i.e. 42] (1960)
Heft: 53

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an E-Infokiosken. Abonnements-einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 1' 7p. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdrucker Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

Ein Wort an unsere Abonnentinnen:

ZUM JAHRESWECHSEL

«Unsere Verantwortung in einer sich wandelnden Welt»

Dieses internationale Thema wurde den, in allen Erdteilen sich befindenden Clubs der Berufs- und Geschäftsfrauen als Aufgabe für ihre kulturelle, geistige und soziale Arbeit für das Jahr 1961 gestellt. Hinter diesem Lösungswort ruft ein aufrichtiges Geheiss, dem sich Scharen von fähigen und denkenden Frauen, stellen müssten, welcher Rasse und welcher Klasse sie auch angehören mögen, wissend, dass wir Frauen alle am Weltgeschehen mitverantwortlich sind. Nicht der Welt als solcher steht die Schuld für das Ungeheure der derzeitigen Wandlung zu, der Mensch allein, aus seiner Ordnung mehr und mehr herausgerastet, hat den gefährvollen Umbruch in Szene gesetzt.

Die Jugend, mitten in dieses Geschehen hinein gestellt, erlebt es beziehungslos, wird mitgerissen wie Treibholz im Strom, ohne Kenntnis des Laufs und ohne Gefühl der Verantwortung. Wir Alternen aber, der Tradition tiefer verbunden als das Zeitgemässe billigt, besorgt um unsere Behausung in der Welt von Gestern, der neumodischen Richtschnur misstrauend, wir nehmen mit hellhöriger Besorgnis die Gefährdung wahr.

Wenn dann noch obendrein das Wohl einer Zeitung zur Aufgabe steht, wem die Fülle der täglichen Presse, die unverbilligen Zuschriften, die An- und Aufrufe, die Interviews, die Begegnungen unterwegs und auf der Redaktion das heutige Weltbild in aller Nüchternheit vor Augen führen, dem graben sich nicht von ungefähr Furchen in die Stirn! Ist diese Zeitung aber — und wäre es auch nur das «Schweizer Frauenblatt» — der Schriftleiterin und ihrem Arbeitsteam zur Berufung, zur Sendung geworden, ist es da verurteilt, dass die paar Frauen, die es betreuen, aus ihm ein Sprachrohr der Frau von heute — der Frau von morgen gestalten möchten? Frei, neutral, unabhängig, gebührt dem «Schweizer Frauenblatt», als Tribune für die wachsenden Probleme der Frau, ein entsprechender Platz in unserem Land! Schwarz auf weiss sollte ihm vergönnt sein bringen zu dürfen was war, was ist, was sein wird. Neue, besser begreifbare Wege, neuen Werten zugerichtet, Ausblick auf die noch im Morgengrauen sich formende Welt der Zukunft möchte das «Schweizer Frauenblatt» seinen Leserinnen kundtun.

Das ist aber leider nur der Zeitung vergönnt, hinter welcher Abonnentinnen zu Tausenden in Solidarität verbunden stehen. Wir lesen jedoch beibrüt vom Sterben grosser Zeitungen, von Blättern, die in langjährigem Bestehen um kulturelle Werte kämpften, von geschätzten Zeitschriften, die ihre Sparten schlossen, weil billige, bildstrotzende Kreationen genehmer und höher im gegenwärtigen Kurs stehen.

Wollen wir, dürfen wir Frauen zuschauen, wie wertvolles Gedankengut in Brüche geht, weil es nicht an der grossen Glocke hängen kann, noch will? Schliesst «Unsere Verantwortung in einer sich wandelnden Welt» nicht den Auftrag für uns ein, dem kräftigeren, einheitlicheren und infolgedessen wirksameren Schweizer Frauentum zur Blüte zu verhelfen? Und, wäre es da nicht angebracht, alle diese verflochtenen Probleme im «Schweizer Frauenblatt» diskutiert zu finden?

Dankbares Leben

Wie schön, wie schön ist dieses kurze Leben, wenn es eröffnet alle seine Quellen, Die Tage gleichen klaren Silberwellen, die sich mit Macht zu überhohen streben!

Was gestern freudig mocht das Herz erheben, wir müssen's lächelnd heute rückwärts stellen; wenn die Erfahrungen des Geistes schwellen, Erlebnisse gleich Blumen sie durchweben.

So mag man breiter stets den Strom erschauen, auch tiefer mächtig sehn den Grund vor winken und lernen täglich mehr der Flut vertrauen.

Nun, zierliche Geschirre, sie zu trinken, leih, Götter, uns, und Marmor, uns zu bauen, den festen Damm zur Rechten und zur Linken!

Gottfried Keller

In einem Meer von weiblicher Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit hat das «Schweizer Frauenblatt» immer und immer wieder tragende Inseln erleben dürfen. Das Zu-uns-Stossen der «Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebungen» hat mit seiner monatlich einmal erscheinenden Seite unserem Blatt nicht nur neue Aspekte, sondern auch Freunde gebracht. Zu dieser einheitlichen, aktiven Frauengruppe wird sich nun im Jahr 1961 eine neue gesellen, indem der «Band abstinenter Frauen, deutschschweizerische Ortsgruppenvereinigung» für seine Mitteilungen ebenfalls monatlich je eine Seite für seine Abonnentinnen belegt. Wir heissen die neue Frauengruppe herzlich willkommen und begrüssen die Redaktorin, die ihre Verbandsnachrichten redigiert und im «Schweizer

Frauenblatt» erscheinen lässt. Damit kommt dem «Schweizer Frauenblatt» die neue Aufgabe zu, ein Dachorgan en miniature zu sein, und es wird die vielfältigen Belange der Schweizer Frauen gut zu bergen wissen.

So sehen wir dem neuen Jahr erwartungsvoll entgegen, wissend um den Kampf, der innen und ausen wächst, dankbar aber für bewiesene Treue und gutes Begehen mit dem Abonnentenkreis. Der Dank gilt, in herzlichstem Ausmass der Redaktorin und der Administratorin für ihren pausenlosen Einsatz in Wort und Tat, gilt den vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihr uns zugehaltenes Gedankengut. Bester Dank geht an die Buchdrucker Winterthur AG für die stete Bereitschaft zum Wohl unseres Blattes. Dem Vorstand aber, diesem einmaligen, aufgeschlossenen, sich mutig einsetzenden Team, dankt die Präsidentin besonders warm. An alle mit dem «Schweizer Frauenblatt» in Verbindung stehenden Frauen ergehen herzliche Wünsche für das beginnende, neue Jahr.

Für den Vorstand der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»
Die Präsidentin: Olga Stämpfli

Jahr der Hoffnung — 1961

Gedanken zum Jahreswechsel

BWK Es ist das «Jahr der geistigen Gesundheit», das zu Ende geht. Das Weltflüchtlingsjahr fand zur Hälfte der nun zurückliegenden zwölf Monate seinen Abschluss. Frage: Sind wir uns der Bedeutung des erstern zutiefst bewusst gewesen und auf jenen Gebieten, auf denen es ausserordentlich nötig war, einen erfreulichen Schritt wertigekommen? Haben wir die einfachsten Forderungen des den Heimatlosen des Erdenrunds bestimmt gewissen Jahrs erfüllt? Wir alle?

Grenzen wie die Bezirke näher ab, und denken wir an unser persönliches, unser familiäres Jahr, an jenes unserer Freundschaften oder der Berufsarbeit, des künstlerischen Schaffens oder sozialen Wirkens, wie nimmt sich dann das Diagramm des Erreichten und des als Planung Stehengebliebenen aus?

Wenn wir im Kalender dessen letztes Blatt, das wir mit der Geheimschrift unserer Notizen eben noch beschreiben, jetzt umwenden, stossen wir ja schon auf die Verheissung der Zahl 1961, die wir als neuen Beginn ins Auge fassen. Wenn wir dieses ganz besondere kleine Jahrbuch ein wenig oder gar bis zum Anfang des Januars 1960 zurückblättern, wird manches, was uns damals erregte oder beängstigte und uns als wichtiges Ereignis vorkam, in der Distanz der Zeit an Bedeutung eine ziemliche Einbusse erleiden. Unscheinbare Begebenheiten wiederum, die wir beinahe flüchtig als Tatsachen aufkritzelten, sind uns augenblicklich wieder gegenwärtig, werden es möglicherweise lange, ja vielleicht für immer bleiben; denn — es fanden Begegnungen statt, Gespräche wurden geführt, es ergab sich die Verbindung von Mensch zu Mensch. Wir lebten. Wir spürten Gemeinsamkeit. Wir standen wohl auch im gemeinsamen Dienst an einer Sache, für die zu kämpfen, zu wirken, zu leiden und zu entbehren sich lohnt. Wir suchten im Durchblättern des verflochtenen kalenderischen Jahrs weiter nach solchen «Redletter days» (rotgedruckte Tage), wie sie in England bezeichnet werden, und wir empfinden Freude darüber, dass es ihrer ganz beachtlich viele sind. Mag auch die Auffuhr an Schwierigkeiten und schwer zu lösenden Problemen ganz gewaltig gewesen sein (oft schier unüberwindbar, wie wir dann glaubten), so hat sich das Positive doch durchgesetzt. Der Grundton ist gut. Er klingt hinüber ins neue Jahr, ins Jahr der Hoffnung — 1961 — so haben wir uns kühn zu sagen gemasst. In dieser Zeit? So fragt ihr, liebe Leserinnen, zurück, da die Gewitterwolken der Aufstände und Umstürze allerorten dräuen, da es so schwer fällt, den aller einfachsten Satzungen, die das Christentum uns aufzählt, gerecht zu werden? Da Völker sich immer noch bekämpfen, Grenzen bewaffnet geschlossen bleiben, Schwarz und Weiss nicht im Frieden miteinander lebt und Hunger, Krankheit und Unwissenheit ihr dumpfes, verneinendes Wesen treiben?

«Jahr der Hoffnung — 1961», sagten wir, und wir sagten es dazu noch ganz bewusst. «L'Espoir qui lui t come un brin de paille dans l'étable», (die Hoffnung, die wie ein Erdchen Stroh im dunkeln Stalle

leuchtet), lesen wir in einem der Gedichte von Paul Verlaire. Andersorts aber, an einer sozusagen weltweit bekannten und berühmten Stätte der Kunst, haben wir kürzlich anlässlich einer Preisverteilung vernommen, dass gewesen, «weil die Menschen von heute keine Hoffnung mehr haben», ihnen auf der Bühne neue, realere, der Wahrheit besser dienende Inhalte des Gespielten dargebracht werden müssen. Wir haben nichts gegen solche neue Inhalte, eine neue Form und eine neue Sprache, faszinierende Symbole und spielerische Deutungen oder geheimnisvolle Hinweise; auch Düstere bis mitunter Makabres können wir zu guter Letzt noch bejahen, aber wogegen wir jetzt, am Ende des einen und am Beginn des andern Jahres, eben des Jahres 1961, mit aller Bewusstheit ganz eindeutig protestieren, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der von den «Menschen, die keine Hoffnung mehr haben» gesprochen wird, der Ritterschlag von seiten des Intellektualismus mit dem dieser Zustand zum allgemeinen zeitgemäss geltenden erklärt worden ist.

Nein, sagen wir, es stimmt nicht, dass wie eine neue Krankheit die grosse und tiefgründende Hoffungslosigkeit ausgebrochen ist und in einer Weise um sich greift, die allerwegen nach Umstellungen und Umwertungen in der Richtung dessen, was uns die Künstler zu bieten haben, ruft.

Nein, sagen wir, es stimmt nicht, dass es die Hoffnung nicht mehr gibt, weil die geänderte Welt von heute sie in ihre tumultuösen Programme nicht mehr einzusetzen vermag. Die Welt von heute? Die äussere oder die innere Welt? Dass wir die Anlehnung zwischen den beiden zu suchen haben, gehört wohl zu den uns in erster Linie übertragenen Pflichten. Und — wäre es denn überhaupt nur annähernd möglich, diese der inneren Harmonie wie der entsprechend positiven Ausstrahlung nach ausen hin dienende Synthese zu erreichen, wenn wir nicht von der Hoffnung als einer gültigen benötigten Substanz leben würden, leben könnten und leben müssten?

Tausendmal tausend Geschichten erzählen uns — auch heute noch — vom Sieg der Hoffnung, von der Kraft, welche uns die Hoffnung spendet, von so manchem Gefangen, dessen Ausgangsbasis Hoffnung, und zwar sehr oft — Hoffnung in der Verzweiflung war, Hoffnung im Glauben auch, wie des weitern das Wissen um die Macht der göttlichen Hilfe, die uns diese Hoffnung verleiht.

So wollen wir — nicht in den Bezirken der grossen weltpolitischen Geschehnisse vielleicht — doch auf jeden Fall in jenen unseres persönlichen Seins und Alltags, unseres Frauenwirkens und mütterlichen Bemühens um Einklang, Recht und Friede vom Jahr der Hoffnung 1961 nicht nur sprechen, sondern diese geistige und seelische Kraft im Namen Gottes mobilisieren und einsetzen Tag für Tag, wo immer dies nötig ist. Da aber, wie ein Wort von Alexandre Vinet sagt, die Freude das Leben der Seele ist, dürfen wir nicht vergessen, auch sie auf neue zu erlernen, zu erfahren und weiterzugeben in Demut und in Dankbarkeit.

Eine Reminiszenz von 1959

Es war ungefähr Ende Januar, kurz vor der 1.-Februar-Abstimmung. In Entlebuch wurden Referate gehalten, wovon eines sachlich-ruhig von einer Befürworterin des Frauenstimmrechts (H. A.-M.). Sie schloss mit der Feststellung, dass die Gespräche am runden Tisch zeigten, wie klug, sachlich, wie freundlich und sogar charmant Frauen ihr Recht verteidigen können. «Es sprachen Persönlichkeiten aus ihnen.»

Darauf die Nachschrift der Redaktion: «Wenn wir vorstehend nochmals einer Befürworterin des Frauenstimm- und Wahrechts Gelegenheit gegeben haben, ihren Standpunkt darzulegen, wollen wir damit keineswegs zum Ausdruck bringen, dass diese Gedankengänge von uns geteilt werden. Dass wir in unserer Zeit wirkliche Persönlichkeiten dringend nötig haben, ist zutreffend, aber die Schlussfolgerung scheint uns unrichtig. Persönlichkeiten werden nur in wirklich guten Familien herangebildet und diese grosse Aufgabe fällt heute in erster Linie der Mutter zu. Ob ihr dabei die aktive Teilnahme an der Politik dienlich ist, mag jeder Leser selber entscheiden.»

Damit will doch diese Redaktion unmissverständlich insinuieren, dass die Befürworterinnen weder aus guten Familien noch von guten Müttern stammen — oder öppe nicht? — wofür wir uns eben wirklich bedanken und daran zu denken wissen!

Eine andere «Leistung» aus neuester Zeit wird soeben bekannt, nämlich dass ein schweizerischer Politiker nichts Gescheiteres wusste, als in einer europäischen Hauptstadt gegen das Frauenstimmrecht zu belfern und sich damit dort gründlich zu blamieren. Wir schämten uns für unsere Schweiz, als wir solches zu hören bekamen.

Presse, Journalisten und öffentliche Meinung

Das Schweizerische Institut für Auslandsforschung schildert in seiner gegenwärtigen Vortragsreihe einige Berufsbilder, die eine besondere Stellung in der modernen Industriegesellschaft einnehmen, wie den Bankier, den internationalen Rechtsberater, den Verleger und auch den, vor einer Umstellung stehenden Landwirt. Dazu kommen der Lehrer und nicht zuletzt der Journalist. Dieser ist doch der Träger des öffentlichen Denkens. Ihn beleuchtet in einem mit Liebe gestalteten Exposé Dr. E. Bieri, Redaktor an der Neuen Zürcher Zeitung. Die Leserinnen unseres Frauenblattes werden seine Ausführungen ohne weiteres auf die Gestalt der Journalistin übertragen und sich ihre besonderen Gedanken dabei machen können, auch wenn sich der erwähnte Referent mit dieser besonderen Frage nicht «belastet» hat. Er gab zunächst einige abschätzige Urteile grosser Geister über den Journalistenstand zum besten, so etwa den Philosophen Schopenhauer. Als Vertreter der «zünftigen» Geisteswissenschaften bezeichnet dieser die Zeitsultzele rundweg als «Alarmisten». Und der brillante Feuilletonist Sigmund von Radetzky wirft dem Journalisten «tägliche Wortabstumpfung, ja Wortenseelung» vor, «dazu noch in flüssiger Form!» Demgegenüber hob Dr. Bieri die wahre Sendung der Presse hervor, Kanzel des Volks und Hort der Meinungsbildung zu sein. Damit gelangte er zur Frage, ob der Journalist die öffentliche Meinung «vertritt» oder sie gar «schafft»? Auf alle Fälle ist die villegianente öffentliche Meinung nicht die «Meinung aller», denn recht viele Leute und Staatsbürger haben gar keine eigene Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten. Auch bildet die öffentliche Meinung keinen «statistischen Mittelwert», wie es manche Meinungsforschungsinstitute wahrhaben wollen. Die öffentliche Meinung ist vor allem die Meinung derjenigen, die wirklich eine Meinung haben. Denn es gehört ebenso zur politischen Freiheit, sich eine Meinung über die öffentlichen Angelegenheiten zu bilden, als sich nicht dafür zu interessieren. Besser für ein Staatswesen ist es auf jeden Fall, wenn sich möglichst viele Bürger und Bürgerinnen aktiv mit der «res publica» befassen.

Kann man nun aber behaupten, es sei der Journalist, der die öffentliche Meinung bildet? Diese Gefahr ist leider gar nicht so gross, denn von den paar hundert Journalisten in der Schweiz sind es nur wenige Dutzend, die sich tatsächlich als Meinungsbildner betätigen können. Es wäre eine ideale Aufgabe, doch die wenigsten Blätter sind wirtschaftlich in der Lage, sie zu finanzieren. Muss doch der Redaktor in der Regel schon um halb sechs Uhr morgens das eingetorfene und umfangreiche Agenturmaterial sichten. Dann verlangt sein Blatt, dass er den lokalen Teil oder den Parteistandpunkt pflegt. Für die grossen nationalen und internationalen Fragen bleibt ihm meist gar nicht die Zeit. Heute besteht viel eher die Gefahr, dass die Zeitung zu einem blossen Informationsinstrument wird, ja dass sie dem Konformismus, wenn nicht gar Konfektions- und Kommerzialisierungsbestrebungen unterliegt. Dieses «Produkt» feiern wir dann in unseren Festreden als den «Schweizerischen Presseföderalismus». Dazu kommt, dass sich die meisten Bürger in den freien Staaten mehrere Zeitungen halten oder sie zumindest lesen. Damit sind sie lange nicht immer der Auffassung ihres «Leibblattes». Franklin D. Roosevelt wurde entgegen der Auffassung der amerikanischen Presse, ein drittes und viertes Mal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, weil ihm die Bürger und Bürgerinnen ihre Stimmen gaben.

Der meinungsbildende Journalist ist in seiner Aufgabe kein Privatmann. Denn auch die Presse ist eine

öffentliche Institution. Das gelangt schon darin zum Ausdruck, dass ihre Zeitungsartikel meist anonym sind und die Presse das Redaktionsgeheimnis kennt. Auch arbeitet der Journalist — und, für uns hier ausdrücklich hinzu, die Journalistin — keineswegs im «luftleeren Raum». Die Journalisten sind eng in die Gesellschaft mit einbezogen. Ihre Aufgabe besteht darin, sich eine möglichst sachliche, klare und führende Auffassung über die Probleme zu erarbeiten, die der öffentliche Wille zu lösen hat. Ist die Presse doch eine der drei Funktionen des politischen Willens: sie steht zwischen der Rechtsordnung eines Landes und den Stimmenscheiden der Souveränen. Diese beiden wirken nur von Fall zu Fall. Die Presse

dagegen wirkt dauernd. Heute aber gibt sich die Presse darüber Rechenschaft, dass sie nicht mehr das einzige und nicht einmal das schnellste Mittel der Information ist. Daher wird sie am besten tun, wenn sie sich — wie es ein führender Zeitungsmann sagte — auf die Wahrheit verlegt. Dann besteht die Aussicht, dass aus dem brodelnden Gebräu unserer Egoismen plötzlich der reine Kristall der öffentlichen Meinung emporschiesse kann. Gewiss: das gilt nur für die freie Presse eines freien Landes. Wo der Souverän nicht mehr das Volk ist, wird die Presse zum blossen Informations- und Propagandainstrument. In seinen humorvollen Einzelheiten war der Vortrag eine geistige Delikatess.

komnte und solche Lager sich anhäufeten, dass die Qualität darunter zu leiden hatte. Es versteht sich auch von selbst, dass der hohe Detailverkaufspreis den Absatz nicht förderte. So mussten entsprechende Deklassierungen vorgenommen werden, was wiederum zusätzliche Verwertungsverluste bedeutete. Diese stiegen vom «Milchjahr» 1958/59 zu demjenigen von 1959/60 von 35,43 Millionen auf 58,47 Millionen Franken an.

Nun ist zu sagen, dass der Preis der Vorzugsbutter, berechnet auf der Basis des Milchgrundpreises von 43 Rappen per Liter, ohne Zuschuss der Bundeskasse sogar noch höher als Fr. 11.10 per kg zu stehen käme, was dieses Produkt fast unverkäuflich machen würde. Es wurde an dieser Pressekonferenz deshalb auch deutlich gesagt, dass der Butterpreis in der Schweiz mit grossem Abstand an der Spitze aller europäischen Länder stehe. Diese Feststellung wurde mit der Erklärung begleitet, dass dies der Beitrag der Konsumenten an die Landwirtschaft sei, und wir ergänzen berichtigend, dass es einer der vielen Beiträge ist.

Um so eher hat es die Schweizer Hausfrau verdient, dass sie nun, diese Vergünstigung genießt, indem sukzessive 150 Wagen Butter (vorher waren deren 300 in Aussicht genommen) eingesonten und verbilligt in den Verkauf gebracht werden. Sie würde es natürlich noch mehr schätzen, wenn die teure Vorzugsbutter verbilligt würde, was sicher einen bedeutenden Mehrkonsum zur Folge hätte. Doch hierfür wäre ein Aufwand von 16–19 Millionen Franken nötig, während diese Aktion von Einsiedlerbutter, die nur 5 Prozent der gesamten Butterproduktion ausmacht, mit 4 Millionen Franken Verlust die günstigste Lösung ist, weil sie zudem auf Kosten des Konsums von Speisefett einen zusätzlichen Verbrauch bewirkt. Dennoch möchten wir als temporäre Aktion zum Abbau der grossen Lager eine abgestufte Verbilligung der verschiedenen Markenbutter befürworten. Das wäre bestimmt eine eindrücklichere und wertvollere Propaganda für vermehrte Butterkonsum als diejenige der Inserate und Plakate, usw., für welche allein zu Gunsten von Milch und Butter fast zwei Millionen Franken budgetiert sind. Eine solche durchgreifende Verbilligungskampagne sollte aber nicht — wie auch vorgeschlagen worden ist — als Sozialmassnahme zu Gunsten weniger Bemittelter oder Familien mit mehreren Kindern durchgeführt werden, sondern zu Gunsten aller Konsumenten, und zwar aus verschiedenen Gründen des gerechten Ausgleichs. Fräulein Frieda Holzgang, Luzern, ergänzte die instruktive Tagung mit ihren Ausführungen über «Die Butter in der neuzeitlichen Küche».

Möge der laufenden Aktion ein grosser Erfolg beschieden sein, als eindrücklicher Beweis dafür, dass der Konsument den Wert der Butter wohl richtig einschätzt, dass aber der normalerweise zu erlegenden hohe Preis ihn hindert, seinen vollen Bedarf damit zu decken. Gertrud Bünzli-Scherrer

Politisches und anderes

Die dritte und letzte Sessionswoche in Bern

Der Nationalrat billigte zunächst die vom Ständerat schon gutgeheissene Kreditvorlage für die Beschleunigung der Serienfabrikation des schweizerischen Panzers 58. Hierauf stimmte der Rat der Vorlage über die Teuerungszulagen an das Bundespersonal für 1961 zu. Der Ständerat genehmigte den Bundesbeschluss über die Ausrichtung von Stipendien an ausländische Studierende in der Schweiz. In beiden Räten kamen zur Behandlung die Interpellationen betreffend die Hilfe der Schweiz an Entwicklungsländer. Nach der Bereinigung von Differenzen wurden durch die beiden Räte in den Schlussabstimmungen folgende Vorlagen angenommen: Das Bundesgesetz über geschützte Warenpreise und die Preisausgleichskasse für Eier, das Bundesgesetz über die Fachzinskontrolle, den Bundesbeschluss über die Durchführung von Preiskontrollmassnahmen über die befristete Verlängerung der geltenden Preiskontrolle, sowie das Bundesgesetz über die Aenderung der Militärorganisation.

Die neue Generaldirektion der PTT

Der Bundesrat hat Ing. Gustav Adolf Wettstein, Dr. Vincente Tuason und Dr. Charles Frédéric Decommun zu Generaldirektoren der PTT-Verwaltung gewählt. Infolge einer Neuorganisation umfasst die PTT-Generaldirektion nun drei Personaleinheiten, während bisher ein einziger Generaldirektor amtierte.

Grosse Streikwelle in Belgien

Seit Mittwoch wurden in Belgien im Eisenbahnverkehr, in öffentlichen Diensten, sowie in der Kohlengruben Streike ausgelöst. Eine halbe Million Arbeiter und Angestellte protestierten gegen das von der Regierung angekündigte Sanierungs- und Sparprogramm. Es kam zu Sabotage-Akten und Zwischenfällen zwischen den Streikenden und der Polizei. In den wallonischen Provinzen dehnt sich der Streik immer mehr zum Generalstreik aus.

Neue Regierungskrise in Holland

Eine Abstimmungsniederlage der Regierung über das Wohnungsbudget für das nächste Jahr hat in Holland eine Regierungskrise ausgelöst. Ministerpräsident Jean de Quay hat am Freitag Königin Juliana das Rücktrittsgesuch für sich und seine Kabinettsmitglieder eingereicht, das von der Königin angenommen wurde.

Vertagung der UNO-Generalsammlung

Drei Tage vor Weihnachten hat die Generalversammlung der Vereinten Nationen ihre 15. Sessionsperiode unterbrochen, um am 7. März erneut zusammenzutreten. Noch vor ihrer Vertagung einigte sich die Generalsammlung auf das neue Budget der UNO für 1961 in der Höhe von 72,97 Millionen Dollars. Sie bewilligte auch dem Generalsekretär 24 Millionen Dollars für die Kosten der UNO-Aktion im Kongo während den nächsten drei Monaten. Bis zum Frühjahr 1961 wurden aufgeschoben unter anderen Transaktionen: Kubas Aggressionsvorwürfe gegen die Vereinigten Staaten, die von der Sowjetunion geforderte Debatte über aggressive Aktionen der USA gegenüber der Sowjetunion, die Debatte über die friedliche Nutzung des Weltraumes.

Gromykos Angriffe gegen die Westmächte

Der sowjetische Ausenminister Gromyko ergriff am Freitag vor den beiden Häusern des Obersten Sowjets in Moskau das Wort zu einer ausserpolitischen Erklärung, in welcher er heftige Angriffe gegen die Westmächte im allgemeinen und gegen die französische Algerienpolitik, sowie gegen den UNO-Generalsekretär im besonderen richtete.

Die erste grosse Rede de Gaulles zum Referendum

Präsident de Gaulle hielt vor einer Woche sein angekündigtes erste Radio- und Fernsehansprache im Hinblick auf die bevorstehende Volksbefragung vom 8. Januar 1961. De Gaulle kündigte eine Dezentralisation der Verwaltung Algeriens an, um den geographischen und ethnischen Verschiedenheiten Algeriens Rechnung zu tragen. Der Staatspräsident erneuerte sein Verhandlungsangebot an die Aufständischen, deutete erneut an, dass er zunächst nur über eine Feuersstellung und nicht über das politische Schicksal Algeriens verhandeln wollte.

Weltnachspredigt in Warschau

Der Primas von Polen, Kardinal Wyszyński, hielt seine Weltnachspredigt in der Kathedrale von Warschau. Er verteidigte mit Entschiedenheit die Rechte und die Traditionen der polnischen Kirche und richtete heftige Angriffe auf jene Leute, die diese Rechte beeinträchtigen wollen. Er erklärte: Die Führer unseres Landes dürfen nicht vergessen, dass sie über Menschen und nicht über Vieh herrschen.

Abgeschlossen Dienstag, 27. Dezember 1960

Unabhängigkeit und Verantwortung des Schriftstellers

EPD Rund 300 Schriftsteller aus Deutschland der Schweiz und Oesterreich, sowie deutschsprachige Autoren aus allen Teilen der Erde trafen sich zum 6. Internationalen Kongress der Schriftsteller deutscher Sprache in Berlin, um gemeinsam künstlerische, sachliche und berufliche Fragen zu behandeln. In seinem Referat über das Generalthema «Unabhängigkeit und Verantwortung des Schriftstellers» erklärte Prof. Dr. J. R. von Sallis (Schweiz), «der Ruf des Gewissens und der Sinn für die Wahrheit» dürfe dem politischen Ruck und dem Totalitarismus eines Staates nicht unterliegen. Kein Staat habe ein Recht auf die Entrechtung des Geistes. Das Beispiel der Dichtung Mauriac, Camus, Pasternak, Dante, Molière oder Gogol verpflichte die heutigen Schriftsteller, «Partisanen des Geistes» zu sein. In der Diskussion über das Thema «Autor, Verleger, Verlagsprogramm», die unter der Leitung von Erwin Maria Landau, Zürich, stand, wurde ausgeführt, dass man heute kein Lesepublikum mehr habe. Man sprach sogar die Befürchtung aus, dass es in etwa 10 Jahren vielleicht nur noch internationale «Brain-Trusts» gebe, die für die breite Masse der Leser nur noch bestimmte Bücher auswählen

und dem Verlagswesen eine mit Massensuggestion betriebene Bestseller-Industrie entgegenstellen. Eine weitere Arbeitsgruppe befasste sich mit dem Thema «Der Autor in Rundfunk und Fernsehen». Die Vortrags- und Diskussionsredner wandten sich gegen die zunehmende Konfektion der Rundfunk- und Fernsehprogramme. Eine weitere Arbeitsgruppe befasste sich mit «Sprachwandelungen in unserer Zeit». Bei der Behandlung dieses Themas wurde von den Referenten veranschaulicht, dass die industrialisierte Massengesellschaft mit ihren kollektiven Typisierungen nicht nur einen Druck auf das Individuum und auf den schöpferischen Menschen ausübe, sondern sich auch in starkem Masse auf die Sprache ausbreite. So seien in der DDR Slawismen, Parteilargon und Sprachdürre ein Zeichen dafür, dass sich auch die Sprache nach der herrschenden Macht richte.

Zahlreiche Dichterlesungen bereicherten den Kongress. Anschliessend fand noch eine Diskussion statt. Der nächste internationale Kongress der Schriftsteller der deutschen Sprache wird voraussichtlich im Frühjahr 1962 stattfinden.

Rund um die Vorzugsbutter

Seit zirka vier Wochen haben die Schweizer Hausfrauen Gelegenheit, eingesontene Butter zum Vorzugspreis von Fr. 6.— statt 9.40 per kg zu kaufen. Es handelt sich dabei um eine «einmalige» Aktion, die sich aufgedrängt hat, um die aufgestauten Buttelager abzubauen. Mit Befriedigung hat man davon Kenntnis genommen, dass der Inlandkonsum auch einmal zum Zuge kommen soll, denn meistens dienen ja solche, aus allgemeinen Bundesmitteln finanzierte Entlastungsaktionen dem Export, wobei der Steuerzahler im Nachsehen hat. Als sympathische Ausnahme der Verkauf von Aktionsbutter erwähnt, für dessen Weiterführung sich eine Konsumenten-gruppe aus Frauenkreisen in Zusammenarbeit mit Vertretern des freien Käsehandels eingesetzt hatte.

Eine solche Verbilligungsaktion, wie jetzt diejenige von eingesontener Butter, scheint nun keiner weiteren Reklame zu bedürfen. Doch wurde von der BUTYRA — die vom Bunde geschaffene und finanziell getragene öffentlichrechtliche Genossenschaft zur Verwertung der Butterüberschüsse — in Luzern eine Pressekonferenz abgehalten. Sie diente dem Zweck, einerseits diese Massnahme mit interessanten Dokumentationen zu begründen und andererseits, um wieder einmal das ganze schwierige «Milch-Butter-Problem» darzulegen und um Verständnis für die komplizierte Preispolitik zu werben.

Diese Pressekonferenz begann mit einer Besichtigung der grossen und ganz modern eingerichteten Butterzentrale Luzern, wo mit einem Tagesdurchschnitt von rund 21 000 bis 56 000 kg (im Vorkommer!) total über 11 Millionen kg Rahm per Jahr verarbeitet werden. Zum Teil geht dieses Quantum pasteurisiert als Schlagrahm und Kaffeerahm direkt in den Verkauf. Der weit grössere Teil dient aber der Butterproduktion. Ein grosses Quantum eingeleiteter Milch dient der Herstellung von pasteurisierter Flaschenmilch, Cacao-Drink und steriler Flaschenmilch. Der mit seinen vielfältigen, modernsten technischen Einrichtungen eindrucksvolle Betrieb läuft durchgehend auf hohen Touren, denn in der Milchproduktion und -verarbeitung gibt es keinen arbeitsfreien Sonntag. Herr Dr. Stüssi, eidg. Markenbutterinspektor erläuterte den hohen gesundheitlichen Wert der Butter und die verschiedenen Arten von Markenbutter, deren Aroma — Unterschiede von den mehr oder weniger sensiblen Gaumen der Tagungsteilnehmer bei der Degustation festgestellt werden konnte. Die Butterherstellung ist heute durch die Anstalt Liebfeld bei Bern kontrolliert. 20 Betriebe besitzen die Bewilligung, Vorzugsbutter herzustellen. Ueber die Probleme der Schweiz. Butterwirtschaft referierte Prof. Dr. O. K. a u f m a n n. Bei

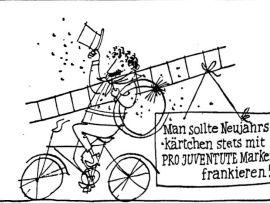
Inkrafttreten des Landwirtschaftsgesetzes war vorgesehen, dass die auf Importbutter erhobenen Vorzugszuschläge die Verwertungsverluste der Inlandbutterherstellung decken würden. Dies war aber seit 1952/1953 nicht mehr möglich, da wegen der grossen Inlandproduktion jegliche Einfuhr gestoppt werden musste. Ja, diese Inlandproduktion nahm infolge des sich stark vermehrenden Milchankaufes dermassen zu, dass sie bei weitem nicht mehr abgesetzt werden

Das Tun der Menschen für den Menschen

Der Jahresbericht Pro Juventute 1959/60 ist ein bereites Zeugnis für die unsagbar grosse Arbeit, wie sie von zahlreichen freiwilligen Mitarbeitern in den 190 Stiftungsbezirken sowie im Zentralsekretariat geleistet wird. Er vermag die Fülle an Leistungen nicht zu umspannen, doch dies hindert nicht, die Grösse des Wirkens zu erkennen und von ihm tief berührt zu werden. «Ich bin durch mein Herz, was ich bin, — auf dieser im Schweizervolk tief verwurzelten Ueberzeugung gründet letztlich der stete Erfolg unserer Stiftungen», lesen wir im Jahresbericht. Dass Pro Juventute in ihrem Bestreben vom Schweizervolk verstanden wird, und dass dieses sich hinter sie stellt, — im letztjährigen Dezember-Karten- und Markenverkauf konnten mehr als 30 Millionen der schönen und beliebten Pro-Juventute-Marken verkauft werden — ist für alle Beteiligten eine grosse Freude und eine Kraft für hingebungsvolle Weiterarbeit im Dienst der Jugend. Für wen setzen sich die vielen freiwilligen Helfer im ganzen Lande ein? Für das Kleinkind und seine Mutter, in dem diese auf alle nur mögliche Weise gestützt und zur wahren Mütterlichkeit erweckt wird, sei es durch Säuglingspflegekurse, durch Mütterberatungsstellen, durch Elternschule. Helfer sind da für das Kind im schulpflichtigen Alter, für das Schulkind, das fernbedürftig ist und nicht anders als durch einen Fernbrief seinen Eltern kommen kann. Das Kleinkind, das für das starke Kind, das einen Kaufaufenthalt nötig hat, für das Bergkind, das durch zweckmässige Ernährung gestärkt werden soll, für das Pflegekind und das Kind der Landstrasse, welche beide ein Daheim erhalten sollen, das ihnen Geborgenheit und Lebensfreude schenkt, für das Auslandsschweizerkind, das neue Gesundheit finden und die Heimat lieb gewinnen soll, für die Schulentlassenen, welche, vor dem grossen Schritt ins Leben stehend, über den passenden Beruf beraten und mit Stipendien oder Darlehen unterstützt werden müssen, so-

fern die eigenen Mittel fehlen. Es liegt im Geist der Liebe aller Pro-Juventute-Helfer, dass sie ihre Hilfe ausrichten auf das künftige Wohl des ganzen Volkes. Dazu gehört, dass nicht nur der körperlichen, sondern auch der seelischen Gesundheit, der Psychohygiene, grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Das Kind soll in seiner Umgebung jene Atmosphäre der Wärme und Geborgenheit vorfinden, die es ihm ermöglicht, sich gesund zu entwickeln. Diesem Ziel dienen auch die Bemühungen um eine sinnvolle Freizeitgestaltung, die Robinsonspielflächen, die Freizeitzentren, welche die Familien zusammenhalten, die Werkbogen, die Wander- und Ferienhausbestrebungen, die Jugendzeitschriften und das Schweizerische Jugendchriftenwerk, die Bemühungen um Jugend und Film und vieles andere mehr.

Auch an der Schweizer Grenze macht das Tun des Menschen für den Menschen nicht Halt. Durch den Internationalen Pro-Juventute-Dienst ist das Werk mit vielen Ländern der Welt verbunden, überallhin die Idee einer den ganzen Menschen umfassenden und das künftige Wohl aller Kinder erstrebenden Jugendhilfe tragend. Dr. E. B.



Alte Bräuche zur Jahreswende

Bei vielen Silvester- und Neujahrswänden wirken noch die altromischen Kalenderbräuche nach. In Rom galt bis 153 v. Chr. der 1. März als Jahresanfang. In diesem Jahre wurde dann der 1. Januar als Neujahrstag bestimmt, da die neuen Konsula aus militärischen Gründen ihr Amt vorzeitig antreten mussten. Auch Julius Cäsar, der 46 v. Chr. die chaotisch gewordene römische Zeitrechnung durch eine Kalenderreform wieder «einheitlich» behielt, den 1. Januar als Jahresanfang bei. Desgleichen Papst Gregor, der 1582 eine zweite Kalenderreform durchführte. Abweichungen erhielten sich aber lange Zeit über diese Reform hinaus. So wurde in England bis 1752 das Neujahr am 25. März gefeiert. Im Zürcher Oberland kennt man heute noch den «alten Silvester» des julianischen Kalenders am 11. Januar. So wird verständlich, warum manche Neujahrbräuche den Charakter von Frühlingsbräuchen tragen.

Uebergang und Blick in die Zukunft

Der Uebergang vom alten zum neuen Jahr wird auf mannigfaltige Weise herausgestellt. Im Zürcher Oberland wird auf Brettern das alte Jahr aus- und das neue eingedroschen. In sinnbildlicher Darstellung wird das alte Jahr durch ein altes Weib und das neue durch ein junges Mädchen verkörpert. In Niederösterreich werden in den Wirtschaftshäusern von Mitternacht die Lichter ausgelöscht und schlag zwölf wieder angezündet. Mit Glockenläute wird das alte Jahr verabschiedet und das neue begrüsst. Wird das Neujahrsläuten versäumt, so sollen die Glocken von selbst zu läuten anfangen.

Hat sich das neue Jahr eingestellt, so will man auch wissen, was es bringen wird — man will einen Blick in die Zukunft tun. Die schier unüberschaubaren

Silvesterbräuche beruhen auf dem alten Aberglauben, dass in der letzten Stunde des Jahres eine Frage an das Schicksal ferit. Man kann in den Steinchen zucken, an einem Kränzchen horchen oder die Bibel auf Geratewohl aufschlagen. Was man träumt, wird in Erfüllung gehen.

Die Neujahrnacht ist ein eigentliches Liebes- und Eheorakel. Die Bräuche der Andreesnacht (30. November) werden wieder auf. Unzählige Zauberhandlungen sollen die Liebeserfüllung im neuen Jahr offenbaren. Zum Beispiel ziehen Bauernmädchen etwas Stroh aus dem Dach und ärschen es. Kommen Körner zum Vorschein, so wird das Mädchen einen Bauern heiraten; sind die Ähren aber leer, so wird sich nur ein armes Knechtlein als Freier einstellen.

Man will auch wissen, wer sterben wird. Stirbt zuerst ein Mann, dann werden im neuen Jahr mehr Männer als Frauen sterben. Ein Begräbnis am Neujahrstag ist ein schlechtes Omen; es werden dann im Verlaufe des Jahres zwölf Ehepaare auseinandersterben. Erfriert am Neujahr ein Tier, so wird im Hause jemand sterben. Wer in der Neujahrnacht seinen Schatten nicht sieht, der wird ins Gras beiessen müssen.

Ein beliebtes Mittel zur Zukunftsgründung am Silvesterabend ist das Bleiglessen. Geschmolzenes Blei wird ins Wasser gegossen, und aus den sich bildenden Formen wird die Zukunft abgelesen. Sterne bedeuten Glück, Kreuze dagegen Leiden. Eine Mähenfingerg zeigt kommenden Reichtum an, ein Tierchen bedeutet Tod. Auch der künftige Beruf wird prophezeit: Ergeben sich Nadeln, so wird man Schneider oder Schuster; baumartige Bleiformen verheissen den Beruf des Gärtners oder Försters. Bildet sich ein Buchstabe, so ist das der Anfangsbuchstabe des oder der zukünftigen Geliebten. Ein Kranz verheisst Heirat im nächsten Jahr, ein sarg-

ähnliches Gebilde dagegen Tod. Ganz alt ist die Aberglaube, dass die Taten während des Jahres in der Neujahrnacht durch die Wärme, die die Kinder plagten. Das Bleiglessen war kirchlich verboten. Heute wird es etwa noch als unterhaltsames Gesellschaftsspiel betrieben.

Allgemein gilt, dass das neue Jahr so sein wird wie der Neujahrstag. Hat man am Neujahr Geld, so wird man das ganze Jahr haben. Wer nicht gut geschlafen hat, wird es das ganze Jahr nicht tun. Gibt es Zank am Neujahr, so wird er das ganze Jahr andauern. Wer am Neujahr etwas verkehrt anzieht, dem wird alles verkehrt gehen. Auch das Wetter wird gemutmaßt. Der Wind des Neujahrstages wird das ganze Jahr hindurch wehen. Wenn es schneit, soll es viel Honig geben. «Morgenrot am ersten Tag, Unwetter bringt und grosse Plag», oder «Ist der Januar hell und weiss, wird der Sommer sicher heiss». Steckt man ein Messer in frisches Brot und wird es nass, so steht ein nasses Jahr bevor.

Geister- und Zauberspek

Am Neujahr wollen auch die Toten zu ihrem Recht kommen. Man lässt ihnen am Tisch einen Platz frei und stellt ihnen Speisen bereit. In Binn (Wallis) wird Brot für die Toten geopfert. In den Vogesen werden Brot und Salz geweiht und unter die Tiere (Stellvertreter der Toten!) verteilt. In Ostpreussen heizt man die Oefen besonders stark, damit sich die Toten wärmen können. Neujahrzeit ist überhaupt Geisterzeit. Wokans Heere sausen durch die Luft, versunkene Glocken läuten, man hört die Unterirdischen in ihrer Werkstatt arbeiten, die Hexen sitzen an Kreuzungen u. a. m. Gegen diese Gefahren muss man sich natürlich schützen. In Süddeutschland durchräuchert der Priester das Haus («Rauchnächte»), in Westfalen tut dies der Vater, und alle Hausgenossen machen einen Lichterumzug durch das Haus. In Mecklen-

burg muss in der Neujahrnacht alles (Leute, Vieh, Gerate) im Haus, die Türen verschlossen und die Brunnen schwammig angebunden sein. Ein probates Mittel zur Geisterverreibung ist der Lärm. Schellen und Peitschenklängen sind weit verbreitet. Vermumnte Gestalten ziehen lärmend durchs Dorf und verjagen die Dämonen (z. B. das «Achetringeln» in Laupen). Zum Maskenbrauch gehört auch das Gabenheissen, das schon im alten Rom als «Festbrot»-Brauch war. Die Maskierten stellen selbst Dämonen dar und verlangen Gaben, damit sie wieder abziehen. Damit verbunden ist auch das Ansingn und Beglickwünschen.

Vielfältiger Zauber ist in der Neujahrnacht wirksam. Wer eine gute Wünschelrute will, muss sie jetzt schneiden. Schätze können gehoben werden, und in dieser Nacht geschossene Kugeln werden als das Ziel treffen. Wichtig ist der Fruchtbarkeitszauber, mit dem ein gutes Jahr heraufbeschworen werden soll. Wenn man die Bäume schüttelt und schlägt, werden sie fruchtbar sein. Durch Schliessen wird die Saat geweckt. In Ostpreussen soll der Bauer von allem Getreide etwas mit in die Kirche nehmen und während der Predigt darin herumkranken, dann wird er guten Ertrag haben. Mit dem Vieh muss zuvorkommend sein und es am Neujahrsmorgens möglichst früh füttern.

Essen und Trinken

Schon im alten Rom galten Neujahrsgelagen als Omen. Zu Beginn des neuen Jahres soll man essen und Trinken nicht sparen: Wer «hochschmisset», wird das ganze Jahr vollauf haben. Wer beim Essen zuletzt fertig ist, kommt spät in den Himmel. Wer in Biel während des Zwölfuhrschlages zwölf grosse Bier trank, hatte die Aussicht, das ganze Jahr glücklich zu sein. Am Neujahr wird auch Jägern gebeten. Früher war es beliebt, dem Gebäck Ter-

Die Frau in der Kunst

Eine junge Schweizer Schauspielerin macht Karriere

Von Regisseuren und Schauspielern, unter ihnen Theres Giese als unwichtiges Bühnentalent erkannt, oft von den Kritikern verrissen, begann die Baslerin Regine Lutz als Theaterleiterin am Zürcher Schauspielhaus. Hier entdeckte sie Brecht im Jahr 1948 mit seinem sicheren Instinkt für junge Talente, bestand darauf, dass sie die Rolle der Kuhlmann in seinem Stück «Herr Puntila und sein Knecht Matti» bei der Zürcher Aufführung spielen musste. Einige Monate später engagierte er sie telegraphisch an sein Theater am Schiffbauerdamm in Berlin. Regine Lutz nahm ohne Zögern an, wie immer ihrer inneren Stimme folgend, die sie fast schlafwandlerisch ins richtige künstlerische Spiel führt. Es folgten für sie Jahre der intensivsten Theaterarbeit mit Brecht. Er hatte ihr ursprüngliches und unverbildetes Theaterentwurf entdeckt und war darauf bedacht, es zu erhalten. Hier hatte er eine Schauspielerin, die in ihrer Art episch war — sie konnte jugendliche Charakterrollen, wie auch komische spielen. Langsam aber sicher setzte sie sich durch, Regine Lutz hatte keine Ahnung von den politischen Spannungen in Berlin, für sie gab es nur die Luft dieser Bühne, das Theater, ist ihre Welt und nicht die äussere Umwelt. Wenn man in ihrer Garderobe sass, ihr beim Schminken zuschaute, glaubte man ein Schulmädchen vor sich zu haben — doch einmal auf der Bühne, vermochte sie die Zuschauer vom ersten bis zum letzten Auftritt in Bann zu halten. Brecht schrieb

sein letztes Stück «Turandot» für Regine Lutz. Neue Jahre spielt sie beim Berliner Ensemble, auch nach dem Tode Brechts blieb sie noch dort. Gastspiele des Ensembles führten sie nach London, Paris, Moskau, Leningrad, Stockholm, Helsinki, Bukarest und Budapest. Dann erhielt sie ein Angebot vom Nationaltheater in Mannheim. Hier die traditionelle Luft eines ehemaligen Hoftheaters, das war nicht das richtige Klima für sie, die jahrelang die modernste Sprechbühne Europas gewöhnt war. Verriess bei der Presse und beim Publikum, sie löste ihren Vertrag. Der Regisseur Fritz Engel vom Berliner Ensemble holte sie zurück für die Rolle der «Polly» in der «Dreigroschenoper». Dies war für sie ein grosser Erfolg. Film und Fernsehen bemühten sich um sie. Wiederum in diesem Jahr ein Ruf an die Westberliner Bühne: der Regisseur Noelle verpflichtete sie für die Rolle der «Lydia» in Sternheims Komödie «Die Kassetten». Durchschlagender Erfolg. Das Ensemble wird von der Tourneegruppe «Der grüne Wagen» für ein Gastspiel tournee innerhalb Deutschlands und der Schweiz verpflichtet. So kehrt Regine Lutz an die Stelle ihrer ersten Bühnentätigkeit in die Schweiz zurück; zuerst in Zürich gastierte sie mit dem Ensemble in Basel, St. Gallen, Frauenfeld und Aarau.

Wir lernen in ihr eine junge Schweizer Künstlerin kennen, die eigenwillig und ohne Konzessionen ihren nicht immer leichten Weg gegangen ist. *

Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien

Dieser Verein veranstaltete die seltene Feier seines 75jährigen Bestehens in Saal des Bundes Oesterreichischer Frauenvereine. Alle unsere Mitglieder und viele unserer Freunde waren erschienen, um an dieser seltenen Feier teilzunehmen, hatte doch unsere grosse Dichterin, Marie von Ebner-Eschenbach, diesen Verein der Künstlerinnen im Jahre 1885 gegründet und als Präsidentin der Vereinigung viele Jahre vorgestanden. Viele Künstlerinnen, nicht nur Oesterreichs, sondern auch Deutschlands waren Mitglieder der bedeutenden Vereinigung. Nach dem Tode der Gründerin wechselten die Präsidentinnen des öfters, bis Dora von Stockert-Meynert, eine ausgezeichnete Dichterin, diese Leitung übernahm und den Verein beinahe durch zwanzig Jahre vorbildlich leitete, ihn förderte, Ausstellungen für die Malerinnen und Vorträge für die Dichterinnen veranstaltete, bis dann Hilfer den Verband, wie viele andere, auflöste. Doch blieben wir weiter beieinander, und nach dem Umbruch wurde der Zusammenschluss wieder hergestellt, den nun unsere hochgebildete Malerin, Frau Prof. Goebl-Walch, leitet, die trotz ihres hohen Alters noch tagtäglich an der Staffelei in ihrem Atelier sitzt und ihre lebendigen Blumenbilder schafft, die dann immer gleich nach den USA verkauft werden.

beitreten werden, indem ja jede von uns weiter-schaffen will, um der Kunst treu dienen zu können. ***

Autorenstunde Im Lyceum-Club Basel

Nach einleitenden Worten der Leiterin der literarischen Sektion, Frau Irene Thommen, las die Basler Schriftstellerin Hedy W. Dühring am 29. November aus ihren Arbeiten vor. — Sie begann mit einer Kurzgeschichte, es folgte ein Stück aus einem

Der schönste Tag der Marie Antoinette von den Heuvel

Wer Gelegenheit hatte, die belgische Königshochzeit auf dem Bildschirm eines Fernsehapparates zu beobachten, dem fiel bei der Zeremonie der Ziviltrauung eine Frau auf, die in feierlicher Amtstracht dem Bürgermeister bei den vollziehenden Formalitäten assistierte. Sie trug einen seidnen Rock und dazu eine fraacknäckliche, kurze Jacke mit reich bestickten goldenen Revers und Manschetten. Rock und Jacke waren schwarz. An der Brust glitzerten einige Orden; um die Hüfte hatte sie eine schwarzweisse Schärpe geschlungen, die in goldenen Quasten endete; ein weisses Spitzenjabot schmiegte sich kokett um den Hals, und auf dem Haar thronte ein schwarzer Sammetdreispiz. Dies ist Maria Antoinette von den Heuvel, die seit dem 1. Januar 1947 im Brüsseler Stadtrat angehört. Sie ist «der» Zivilstandsbeamte für Brüssel, denn der Bürgermeister bemüht sich nur in Ausnahmefällen selbst. So vollzieht sie fast alle Ziviltrauungen, die sich auf zirka tausend im Jahr belaufen. Marie Antoinette von den Heuvel hatte aber nicht nur für die königliche Hochzeit ein so festliches Amtsstück angelegt. Im Gegensatz zu schweizerischem Gebrauch vollzieht sie jede Ziviltrauung in dieser festlichen Robe.

Antoinette von den Heuvel ist heute 65 Jahre alt und denkt noch lange nicht daran, sich zur Ruhe zu setzen. Es gibt für den Stadtrat in Brüssel keine Altersgrenze. Ausser dem Zivilstandsamt untersteht ihr noch andere Ressorts: Rekrutierungsfragen, Wahlformalitäten, Regelung von Nationalitätsfragen, Wohnungsregister, Volkszählung und Einbürgerungen.

Während ihrer nunmehr dreizehnjährigen Amtszeit hat Antoinette von den Heuvel, die unverheiratet ist, eingesehen, dass sich jede Frau heute für Politik interessieren sollte, da die Politik in jeden

Roman und, zum Abschluss, ein Feuilleton. Einmal mehr fiel es auf, wie diese Schriftstellerin durch ganz besondere psychologische Einfühlungs-gabe zu fesseln weiss, dass sie interessierende Themen wählt und eine eigene Sprache des Ausdrucks spricht. Bekannt wurde sie hauptsächlich durch ihr Buch «Matschuba» (Eirene-Verlag). Letztes Jahr erhielt sie vom Literaturkredit Basel den höchsten der drei ausgegebenen Preise. Umrahmt wurde die eindrückliche Autorenstunde durch musikalische Vorträge der Pianistin Gabrielle Hauswirth-Bornand, Franziska

Förderung des dramatischen Schaffens durch die Stadt Zürich

Auszeichnungen auf Anregung der städtischen Literaturkommission erhielten u. a.

Selma Gessner-Bühler, Zürich, für ihre geistreiche und menschliche Grotteskum in den Einaktern «Der Floh» und «Das Brotmesser».

Jo Mihalj, Zürich und Ascona, für die stimmungs-

Ach, einmal nur Hausfrau sein!

«Heute haben Sie aber wirklich gearbeitet!», sagte die Nachbarin und warf einen anerkennenden Blick auf eine Beige von Holz, das ich kleingehackt hatte. Das war damals im Krieg, als wir noch eine Wohnung mit einem Holzherd in der Küche bewohnten, darin die selber gesammelten Aeste und Tannenzapfen knackten und prasselten, das einem allein schon vom Hören warm wurde. Hätte ich der Nachbarin damals klarmachen sollen, dass Holzhacken mir eine Echolaut war? Ach, sie hätte es nicht verstanden, denn Tippen auf der Schreibmaschine galt in ihren Augen nicht als Arbeit, von der es sich zu erholen galt, schon gar nicht, weil man doch dabei sitzt. Sie gehörte zu jenen Frauen, denen die Hausarbeit ihren schlechten Ruf verdankt und die einen an die Stelle in einem Roman unseres weissen Schriftstellers C. F. Hamuz erinnern, wo es heisst: Für sie gab es nur den Fussboden, der wichtig war, sie kroch auf allen Vieren und festete, wo sie doch hätte aufrecht eingehen können...

Nichts hat sich an der Wahrheit des Goethewortes geändert: ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. Nur der Stand der Frau hat sich gewandelt: in der Schweiz sind 40 Prozent aller Frauen ledig, verwitwet oder geschieden. Und bei vielen sind Frieden und Last nicht im Gleich-

Haushalt eingreift. Sie selbst hatte sich in ihrer Jugendzeit nie für politische Fragen eingesetzt — heute aber weiss sie, dass auch Lebensmittelpreise oft durch politische Erwägungen bestimmt werden.

Während des ersten Weltkrieges floh sie mit ihrem Vater, der Universitätsprofessor für internationales Recht war, vor der deutschen Besetzung nach Rom. Vier Jahre arbeitete sie als Sekretärin ihres Vaters in Rom und lernte auf dem Wege der praktischen Arbeit vieles, was sich andere durch Universitätsstudium aneignen müssen. Es ist ihrer Initiative zu verdanken, dass Ehepaare, die die goldene, diamantene oder gar die brillante Hochzeit feiern können, zu einer kleinen Feier in das Brüsseler Rathaus eingeladen werden, welche dann im gleichen Saale vor sich geht, in dem sie sich einst die Hand zum Lebensbund reichten. Die Stadt schenkt dem goldenen Hochzeitpaar tausend belgische Franken, bei der Diamanthochzeit gibt es zweitausend und dreitausend bei der brillantenen. Das Geld erhält aber immer die Frau ausgehändigt, während der Mann einen Blumenstrauß bekommt.

Marie Antoinette von den Heuvel liebt ihren Beruf über alles. Sie hat erkannt, dass man den Sinn der Gesetze erst begreift, wenn man deren praktische Anwendung ausprobieren hat. Erst durch den Kontakt mit den Menschen ergibt es sich — ihrer Meinung nach — ob ein Gesetz gut ist oder nicht. Und deshalb hält sie es für so wichtig, dass auch Frauen bei der Aufstellung von Gesetzen ein Wort mitzureden, haben, ganz gleich, ob es sich um Steuern, Zölle, Rentengesetze oder um Schul- und Jugendgesetze handelt — jedes Gesetz sei für eine Frau interessant und greife in ihr Leben ein.

Der Vollzug der Königstrauung ist für Marie Antoinette der Höhepunkt ihrer bisherigen Amtskarriere gewesen. Doris Hasenfratz

starke Verdichtung seelischer Zustände in dem Schauspiel «Das Schiff legt nicht an». Marie-Anne Stiebel, Zürich, für ihr kultiviertes Bekenntnis zu echter Humanität in dem Drama «Und das sind unsere Flügel».

Ehrenvolle Wahl

Frau Dr. Dora J. Rittmeyer-Iselin, Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, wurde für die Amtsdauer 1961/64 als Ersatzmitglied in den Zentralvorstand der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft gewählt.

Kostbares Legat

Die verstorbene Oltner Bürgerin Maria Christen-Faesch, ehemals wohnhaft in Lugano, vermachte dem historischen Museum Olten einen Teil ihrer kostbaren Porzellansammlung. Es handelt sich um wertvolle Stücke berühmter Porzellanmanufakturen Europas sowie auch chinesisches Porzellan. Dieser Tafel fand in Olten die Vernissage dieser Porzellansammlung statt, an der auch die Söhne der Donatorin teilnahmen.

gewicht — bei den Hausfrauen oft ebenso wenig wie bei den zwischen Beruf und Haushalt pendelnden Frauen. Und der eine «Stand» glaubt vom andern, er habe es besser und schöner, wobei sich Stadt und Land wiederum in zwei Lager teilen. Lager — das klingt ein wenig feindselig, und das gerade darf nicht sein. Wer urteilen will, muss vergleichen können, und zum Vergleichen gehören das Kennen und Erkennen; das heisst für uns Frauen: sich um gegenseitiges Verständnis bemühen.

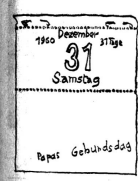
Eines haben wir in allen Ständen gemeinsam: Jeder von uns möchte und muss! von Zeit zu Zeit etwas anderes tun, ausbrechen aus dem Gehege des täglichen Pflichtenkreises und sich auf einem Tätigkeitsfeld tummeln, darin ein anderer Teil der vielen in uns schlummernden Kräfte zu seinem Recht kommt. Die Berufstätige, die ihren Haushalt mit einem Minimum an Zeit zu bewältigen hat, träumt davon, einmal — und selten es nur ein paar Wochen — ausschliesslich Hausfrau zu sein!

Womit würde man beginnen? Mit etwas, das man gern tut, zum Beispiel Schuhen, Schränke und Kästen aufräumen. Hier warten Wiederholungsbedürfnisse mit Blusen, denen bloss Knöpfe fehlen und die man sich wieder schön herrichten kann; mit Füllfedern und Bleistiften, Ohrplips und rechten Hand-schuhen, die man wie Stecknadeln gesucht; mit Büchern, die man längst hätte zurückgeben müssen und die man nun sorgfältig einpacken und mit einem netten Briefchen dem Besitzer senden wird, damit er nicht in Erbitterung veralle und sich sage, er leide uns nächstesmal die Katze, die fände von selber wieder zurück...

Küche und Keller werden besonders scharf aufs Korn genommen. Der Vorrat wird gründlich kontrolliert, die Lebensmittel in passende Behälter gefüllt, Büchsen mit Farbe zierlich angeschrieben. Hier ist Pedanterie am Platz, weil sie uns Zeit spart, wenn wir's beim Kochen eilig haben. Nähhäken und Flick-resten-Schubladen sind neue Fundgruben. Nicht dass da Schächtelchen zum Vorschein kämen mit der Aufschrift: «Schnur-Enden, zu nichts mehr zu gebrauchen», nein, aber die Abfallschachtel neben dem Tisch mit einer Menge unbrauchbarem Kram gefüllt; dafür entdeckt man längst vergangene Schätze, bunte Stoffblätze, mit denen sich etwas anfangen lässt. Man näht daraus etwa 10 cm hohe Beutelchen, denen wir bei winterlichen Konzert- und Theaterbesuchen unsere Hustenzückerlil entnehmen, ohne ein Piano des Orchesters mit Papier zu überkristern. Wir können auch winzige Stoffballen rollen für den Kaufmann unseres Gottenkennens oder Puppenkleidchen nähen. Zwischen durch würde nach Herzenslust gewaschen, gebügelt, Betten gesamt, geputzt, Blumen umgetopft, Bilder neu gerahmt und Stück für Stück der Wohnung mit Hingabe gepflegt, aber so, dass es den Ehemann nicht in die Flucht jagt. Am Morgen wird man mit einem Körbchen geniessereich einkaufen gehen, man müsste nicht wie sonst aus dem Büro schiessen wie die Kugel aus dem Rohr, um sich vor Türschluss noch in den Metzgerladen zu schmuggeln, um Brot zu holen und irgendein Gemüse, das «schnell geht». Man kann sich sogar ein Schwätzchen im Laden leisten und in Musse schauen, was es alles zu kaufen gibt. Und ganz altmodische Sachen werden gekocht: auf keinen Fall Reis und Geschnetzeltes, Standardmenü der Gehetzten, sondern gefüllte Kalbsbrust, so wie Grossmutter sie machte, mit einer Füllung von eingeweichten Weggeli, Ei und Petersili, alles in Butter gedämpft, in die Brust gestopft, zugehängt und geschmort, abends oder anderntags kalt aufgeschnitten. Süsspissen gibt's keine aus dem Päckchen, sondern Rote Grütze mit Sago oder Auf-

formen zu geben. Wir können heute vor allem die Neujahrstüpfen.

Das Neujahr soll in Lustbarkeit und Fröhlichkeit begangen werden. Dem Glückwünschen wohl ebenfalls Zauberkraft inne. Wenn man am Neujahr Geschenke erhält, so darf das als gutes Vorzeichen gedeutet werden. W. B.



Samstag, 31. Dezember

«So wenig braucht es, bis ich mich zu einer Tat entschliesse», seufzt der Generaldirektor in seinem gediegenen Büro, «wenn es sich um das Geschäftliche handelt. Aber — die Sache mit Marie, seiner Frau, und dem Kind, — nein, ich finde den Weg nicht. Es ist ganz einfach zu schwierig!» Und wieder verstreicht ein Tag. Das Fest der Liebe, die Weihnacht, wird also vorübergehen, und er wird die ihm immer mehr zermürbende Qual des Alleinseins in seinem schönen Haus am Rand der Stadt ganz einfach nicht mehr aushalten können. Und sie, Marie? Und das Kind, die liebe, kleine Ines? Wie werden sie Weihnachten feiern? War er nicht im Fehler? Sollte er nicht den ersten Schritt tun?

In Tat und Wahrheit ist der Direktor nicht in-stande, das erste Wort der Versöhnung zu sprechen, das Glück der Familie, das er sich verschertze, wie-

der neu aufzubauen, wenigstens den Versuch dazu zu unternehmen. Er fährt in einen Winterkurort, sitzt dort verdrossen und unglücklich herum, die Zeit will nicht verstreichen, es ist zum Rasendwerden. Und Marie mit Ines zieht sich im Haus der Tante, die ihr Gastrecht gab, in einen nicht sehr freundlichen Winkel zurück, wo sie ein wenig von den Süßigkeiten des vergangenen Festes knabbern, während Ines das Püppchen, das von Papa kam, mit viel Zärtlichkeit umhert.

Der Direktor ist froh, dass der Alltag wieder einsetzt. «Jetzt muss aber etwas geschehen!», sagt er zu sich selbst, mit dem Brieföffner spielend, und er überhört die Fragen der Sekretärin, so dass sie ein zweites Mal das Wort an ihn richten muss. Doch — wieder reißt sich Tag an Tag. Das Jahr neigt sich seinem Ende zu. Der Silvester ist da, der 31. Dezember. Direktor Fenner ist ausnahmsweise sehr früh ins Büro gekommen. Er reist, was sonst die Sekretärin besorgt, an diesem Morgen das Blatt vom Kalender, der auf dem Tische liegt. Der 31. Dezember! Sein Geburtstag! Er will schnell schauen, was für ein Wort der Besinnung der Kalendermann diesem Tag gegeben hat. Vielleicht hilft es ihm, jetzt endlich den längst gefassten Entschluss auszuführen und die Frau und das Kind wieder heimzuholen. Doch, da fällt sein Blick auf ein sehr strates, fast nicht lesbares Bleistiftgekrizel. Er muss die Brille aufsetzen, und dann entziffert er: «PAPAS GEBURTS-DAG.» Das sind die rührend ungelungen Blockbuchstaben seiner kleinen Tochter Ines. Oh, er kann sich die zierliche Blondhaarige mit den sehr grossen und dunklen Augen, Marias Augen, gut vorstellen, wie sie, das Zünglein zwischen den Lippen, die Worte auf das Blatt Papier hinsetzte!

«Wir erledigen nur die nötigste Korrespondenz. Dann machen wir Schluss. Das ganze Büro!», ver-

kündigt die Stimme des Direktors, und schon bald darauf hebt ein frohes Ausziehen der Angestellten den jüngsten Wintertag an. Fritz Fenner bleibt allein zurück. Das Kalenderblatt in der Hand, scheint er endlich instande zu sein, die Telefonnummern von Marias Tante einzustellen, dann aber ist alles viel einfacher, als er es sich vorgestellt hat; denn auch Marie will wieder dort sein, wo sie schicksalhaft hingehört. Das Kalenderblatt aber wandert in des Direktors Brieftasche, zu den wertvollsten Dokumenten, die er dort verwahrt. Bettina Vincenti

Kalender

An Kalendern sind uns noch zugegangen:

Der im 24. Jahrgang erscheinende Schweizerische Turnerinnenkalender, vom Schweizerischen Frauenturnverband im Verlag Sauerländer herausgegeben, mit deutschem und französischem Text, praktisch und handlich, in den Buchhandlungen erhältlich.

Die Taschenagenda 1961 der Zentralstelle für Schweizerische Ursprungszeichen (Bern, Bundesplatz 4) mit allen neu erfundenen wertvollen Hinweisen für den geschäftlichen Alltag aller Berufstätigen.

Die hübsch gebundene, mit ebenfalls vielen wichtigen Angaben reich dotierte Taschenagenda 1961 des Schweizerischen Verbandes diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege (von der Firma Galactina und Biomalz AG, Belp, herausgegeben).

Zugestellt von der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Bern der prachtvoll «Deutsche Kalender», den das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung in Bonn herausgibt, ein soge-

namter «Stellkalender», der mit den Farben und Schwarz-Weiss gehaltenen photographischen Aufnahmen der einzelnen Halbmonatsblätter (als Postkarten zu verwenden) sich auf dem Schreibtisch graphisch sehr ansprechend präsentiert.

Der Herr hat nichts vergessen, was gesehen, wird er messen nach dem Mass der Ewigkeit — o, wie klein ist doch die Zeit!

Eichendorff

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen, Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen, Der Augenblick ist mein, und nehm ich den in acht, So ist der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Andreas Gryphius

Bildet die Vergänglichkeit wilde Wirbel auch und Kreise, überm Wechsel seiner Weise schwebt das Lied der Ewigkeit.

Rudolf Hagelstange

